

# Die Synagoge in der Rochusstraße - mit eingehender Darstellung der Synagogen in Bingen

## Das Bauwerk und seine Geschichte

Vortrag anlässlich der Präsentation des Synagogenmodells in der Volkshochschule Bingen am 28. Januar 2007; von Dr. Josef Götten

Sehr geehrte Damen und Herren!

Im Zuge der Judenemanzipation im 19. Jhd. im Rheinland zunächst durch die französische und später auch durch die großherzoglich-hessische Regierung hatten sich – wie auch andernorts - in Bingen zwei jüdische Gemeinden formiert.

Die Mehrheit der Juden in Deutschland war damals liberal eingestellt und reformorientiert: Was den Kultus betraf, glich sie nicht nur die äußere und innere Raumstruktur der Synagogen christlichen Kirchen an, sondern ließ auch die deutsche Sprache im Gottesdienst zu sowie Orgel- und Chormusik.

Dieser Geist hatte auch die meisten Mitglieder der großen Jüdischen Gemeinde in Bingen erfasst. Während diese sich fortan „Israelitische Religionsgemeinde“ nannten, hielt eine orthodoxe Minderheit weiterhin streng an den jüdischen Gesetzen und den tradierten Kultformen fest und firmierte unter dem Namen „Israelitische Kultusgesellschaft“.

Seit 1872 feierte diese ihre Gottesdienste in einer eigenen Synagoge in einem kleinen Haus in der Amtsstraße 13, in dem früher die Judenschule war. „Synagoge der armen Juden“ hieß sie bei den Bingern.



Die liberale größere Gemeinde blieb weiterhin in der Synagoge in der Rheinstraße, die im Jahre 1700 eingeweiht worden war und an der Stelle der vermutlich ersten Binger Synagoge aus dem 14. Jhd. stand.

Trotz verschiedener Umbauten und Erweiterungen im Laufe des 19. Jhdts. und trotz des Auszugs der orthodoxen Gemeindemitglieder war das Gebäude für die stattlich angewachsene Israelitische Religionsgemeinde zu klein geworden und in einem bautechnisch schlechten Zustand.

Jahrelang erwogene Umbaupläne wichen schließlich der berechnenden Erkenntnis, dass ein Neubau nicht teurer sein würde als ein Umbau. So beschloss der Gemeindevorstand, die Synagoge samt den dazugehörenden Gebäuden zu verkaufen.

Ihr erster Besitzer war Friedrich Wilhelm Klump, der Großvater des hier anwesenden Wilhelm Klump, der darüber Interessantes zu erzählen weiß. Nachdem dort zuerst ein Gasthaus mit Tanzboden und Fremdenzimmern eingerichtet worden war, diente der Bau in veränderter Form später als Diskothek und seit längerem nun als geschätztes Haus der Jugend.

Für 40.000 Mark erwarb sodann die Jüdische Gemeinde den Wingert des Juden Feist zwischen hochragenden Wohnhäusern in der Rochusstraße als Baugrundstück. Den Architekten-wettbewerb für den Neubau gewann der renommierte jüdische Professor Ludwig Levy aus Karlsruhe, der auch am Entwurf des Reichstagsgebäudes beteiligt gewesen war, mit seinem am romanischen Kirchenbaustil orientierten Projekt.

Das war damals der Trend. Vom orientalisches-neomaureschen Prachtstil, wie ihn auch Levy noch in den achtziger Jahren in der Pforzheimer und der Kaiserslauterner Synagoge realisiert hatte, um die Eigenständigkeit des Judentums und seine Herkunft aus dem vorderen Orient zur Schau zu stellen, war man inzwischen abgekommen. Um die Jahrhundertwende wandte man sich „deutschen Baustilen“ zu, um die Zugehörigkeit der Juden zum deutschen Volk öffentlich zu demonstrieren. Sahen doch damals die deutschen Juden nach Meinung von Salomon Korn im deutschen Vaterland das „neue Jerusalem“ (Synagogen, S.16).

Diesen Gedanken entfaltet unvergleichlich treffend Salomon Korn, Architekt in Frankfurt und dort im Vorstand der Jüdischen Gemeinde, in dem im Jahre 2005 bei Philipp von Zabern erschienenen wunderbaren, reich illustrierten und sehr informativen, in jeder Hinsicht gewichtigen Band „Synagogen. Rheinland-Pfalz / Saarland“. ( Herausgegeben vom Landesamt für Denkmalpflege Rheinland-Pfalz mit dem Staatlichen Konservatorenamt des Saarlandes und dem Synagogue Memorial Jerusalem).

„Über allem stand der Wille, Teil der deutschen Nation zu sein“, schreibt er dort in seiner „Einführung über Wesen und Architektur der Synagoge“, und fährt fort: „Und so strebten die Juden in Deutschland an, ihre gesellschaftlich stigmatisierte Bezeichnung abzulegen und sich fortan ‚Israeliten‘ zu nennen. Ihre Synagogen aber wandelten sie in Tempel um. Dies war mehr als eine bloße Umbenennung, es war programmatisch: Nicht mehr das ferne Palästina, sondern Deutschland betrachteten sie von nun an als ihr gelobtes Land. Nicht mehr in Zion, sondern in Deutschland sahen sie den Ort, an dem der messianisch verheißene Tempel zu bauen sei. Und so entstanden in vielen deutschen Ortschaften neue große jüdische Tempel, die weithin sichtbares Bekenntnis der deutschen Juden – der israelitischen Deutschen - zu ihrem neuen gelobten Land waren. Liberale Strömungen innerhalb des Judentums gewannen die Oberhand und glichen ihre Synagogen in Stil und Architektur zunehmend stärker dem Kirchenbau an. ... Synagogen-Kirchen: die neuen Tempel der deutschen Israeliten.“ (S.17 f.)

### **Die neue Synagoge in der Rochusstraße**

Solche Gedanken scheinen auch Ludwig Levy bei seinem Synagogenkonzept für Bingen be-seelt zu haben.



Der gesamte Synagogenkomplex bestand aus dem synagogalen Mittelbau, der weit nach Westen zwischen die Wohnhäuser hineinragte, und zwei Nebengebäuden an der Straßenseite.

Der rechte, heute noch stehende Bau mit drei schön verzierten Rundbogenfenstern im mittleren Stockwerk, diente als Gemeindehaus mit Verwaltungs- und Versammlungsräumen. Im linken, schmälere Gebäude befanden sich Räume für den Rabbiner und den Kantor, während im Untergeschoss die Wohnung des Synagogendieners war.



Wenn man das Modell ins Auge fasst, dann fallen zunächst die 5 Türme auf. Von vier Ecktürmen ist der eigentliche Synagogenbau eingerahmt. Zwei schlichte, rechteckige Treppenhautürme flankieren auf der eindrucksvollen Schauseite eine mächtige Freitreppe, die zu einem Doppelportal führt.

Das Rundbogenfries in dem Giebelfeld darüber beherrschen die mosaikenen Gesetzestafeln, die von zwei Löwen bewacht oder beschützt werden. Übertagt wird der ganze Komplex von dem mächtigen Vierungsturm, auf dessen Spitze ein Davids-

stern prangt.

Von der Rochusstraße aus gelangte man durch das Doppelportal in einen Vorraum. Von diesem führten Treppen in die Seitengebäude und zur Frauenempore sowie ein Umgang zu den eigentlichen Synagogeneingängen an der Nord- und Südseite, da an der Ostseite, zur Straße zu, der Thoraschrein in Richtung Jerusalem angebracht sein musste.



Den Synagogeninnenraum beschreibt Rabbiner Dr. Richard Grünfeld in der von ihm herausgegebenen Festschrift zur Einweihung dieses Gotteshauses am 21. September 1905 wie folgt: „Der Hauptraum zeigt eine doppelstöckige Anlage, deren Erdgeschoß für die Männer und deren Emporengeschoß für die Frauen bestimmt ist. Überdeckt ist dieser Raum in der Hauptsache mit einem offenen Holzgewölbe, das ebenso, wie die Wand- und Gewölbeflächen, noch des malerischen Schmuckes entbehrt. Die Fenster sind mit Glasmalereien versehen. Sie wurden sämtlich von Gemeindemitgliedern oder auswärts wohnenden Gemeindegliedern zum An-

denken an ihre heimgegangenen Lieben gestiftet. Im Osten führen mehrere Stufen zu einer Estrade mit dem Vorbetetisch, dem 8-armigen Leuchter und dem Rabbinersitz.



Im Hintergrund erhebt sich, durch seinen ganzen architektonischen Aufbau auf seine Bedeutung hinweisend, das Allerheiligste, der zur Aufbewahrung der Thorarollen bestimmte Schrein. Ein gestickter Vorhang und eine dahinter befindliche, feste Türe verschließen den Zugang. Die Kanzel steht mit dem Zugang zum Allerheiligsten in Verbindung und kann von allen Plätzen der Synagoge gesehen werden.

Hinter dem Allerheiligsten liegt in Emporenhöhe die Bühne für Sänger und Orgel. Über diesem Raume wölbt sich eine Kuppel mit Oberlicht, die in der Facade durch den hohen, turmartigen Aufbau ihren architektonischen Ausdruck gefunden hat. ... Es sind 218 Männer- und 171 Frauensitze vorgesehen.“ (Soweit Rabbiner Grünfeld!).



Die uns vor einigen Monaten unerwartet zugeschickten 6 Fotoplatten aus dem Nachlass von Karl Berrenberg aus dem Rheinland, der in den zwanziger Jahren bisher nicht gesehene Innenaufnahmen der Synagoge gemacht hat, ergänzen anschaulich diese Beschreibung, obwohl noch Detailfragen offen bleiben.

Für die hervorragende Reproduktion dieser alten Fotografien, die heute im Treppenhaus das Modell umrahmen, sei an dieser Stelle dem „Fotokünstler und Fotohistoriker“ Franz Toth herzlich gedankt.

Die schon erwähnte feierliche Einweihung der neuen Synagoge vor fast 102 Jahren war ein großes gesellschaftliches Ereignis. Die „Binger Zeitung für Stadt und Umgebung“ berichtete:

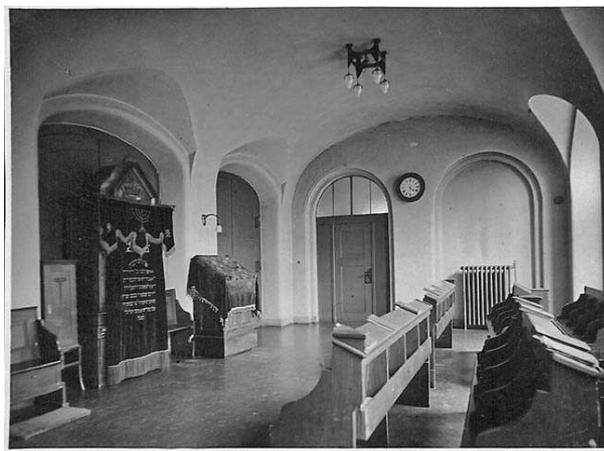


„Es war ein herrliches, glanz- und stimmungsvolles Fest, das nun hinter uns liegt, stimmungsvoll eingeleitet und umkleidet von einer wohltuenden allgemeinen Anteilnahme der Gesamtbevölkerung an dem Freudenfeste der israelitischen Mitbürger. Fast an jedem Hause der Hauptstraßen wehten die Fahnen, - man war dabei dem löblichen Beispiel der Stadtverwaltung gefolgt, welche die Rochusstraße zu einer via triumphalis gestaltet hatte.“

Eine recht zahlreiche geladene Gesellschaft von hier und auswärts, Vertreter der staatlichen und städtischen Verwaltung, Geistliche

der beiden christlichen Konfessionen, Schulbehörden etc, versammelten sich von 10 Uhr ab in dem neuen Gotteshaus, das auch in seinem, vorerst gewissermaßen noch schlicht ausgestatteten, Innern durch die ganz geniale Anlage auf jeden erhebend wirkt.“

Die Verwaltung der Stadt Bingen hatte „in großherziger Weise“, wie Grünfeld anmerkt, „der israelitischen Religionsgemeinde, anlässlich der Synagogeneinweihung, ein Festgeschenk in Höhe von 6000 Mark bewilligt mit der Bestimmung, daß dafür die Kosten der Orgel bestritten werden sollen“.



Rabbiner Dr. Grünfeld schließt seine Festschrift mit dem Segenswunsch: „Möge die neue Synagoge auf der Rochusstraße für die Gemeinde werden: ein Haus des Segens und des Friedens, der Andacht und der Erhebung, eine Quelle der Belehrung und des Trostes, eine Pflanzstätte des lautersten Patriotismus und echter, unverfälschter Menschenliebe!“ (S.48)

33 Jahre diente die Synagoge ihrem Zweck als jüdisches Gotteshaus, als Lehrhaus und Gemeindehaus.

## Die zerstörte Synagoge 1938

Doch nachdem die Nationalsozialisten seit 1933 in Deutschland mit ihrer antisemitischen Propaganda und Unterdrückungspolitik das Sagen hatten, war der Boden für das bereitet, was sich in den Tagen des 9. und 10. November 1938 und in der dazwischenliegenden Nacht, die als Reichspogromnacht in die Geschichte eingegangen ist, allenthalben in Deutschland ereignete:

Überall brannten die Synagogen, angezündet von braunen Brandstiftern, die sie verwüsteten und schändeten.

Auch in Bingen war am 9. November ein Trupp zerstörungswütiger SA-Männer und Nazianhänger in das jüdische Bethaus eingedrungen, hatte die Bänke mit Benzin übergossen und angezündet. Nach ihrem Verschwinden gelang es dem Synagogen-Diener jedoch, die Flammen zu ersticken.

Doch am Nachmittag des folgenden Tages kamen die Nazis wieder, demolierten die Synagogeneinrichtung, zerstörten die Orgel, übergossen die Trümmer mit Teer und legten gegen 17 Uhr nochmals Feuer an.

Entsetzt und ohnmächtig sahen die Menschen zu, wie die Gesetzestafeln und die sie flankierenden Löwen über den Eingangsportalen zerschlagen wurden und bald die Flammen aus dem Dach schlugen. (Einige Augenzeugen sind hier im Saal zugegen).

„In jener sogenannten ‚Reichskristallnacht‘ verbrannten“, wie Salomon Korn es treffend formuliert, „mit den Synagogen-Tempeln das innige Bekenntnis und die unerwiderte Liebe der deutschen Juden – der jüdischen Deutschen – zu ihrem Vaterland. .. Damit endete für jedermann sichtbar die fruchtbarste Epoche deutsch-jüdischer Geschichte: 150 Jahre mühsam erkämpfte bürgerlich-rechtliche Gleichstellung verflüchtigte sich im Rauch jener Schreckensnacht.“ Synagogen, 18).

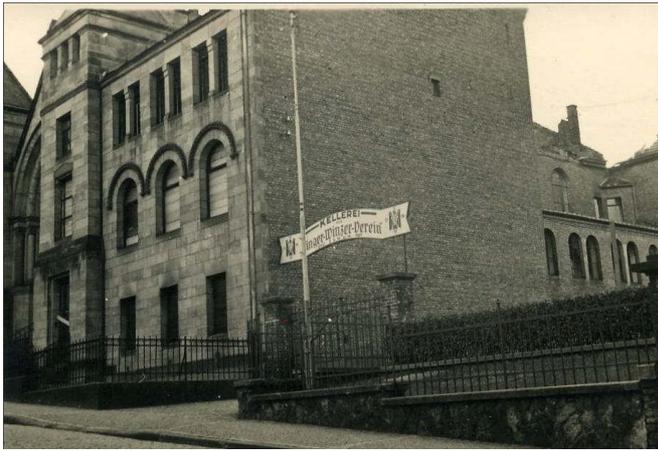
Bis auf die Außenmauern war die Synagoge, die 33 Jahre lang eine Zierde der Rochusstraße gewesen war, damals abgebrannt.

Und 32 Jahre lang – bis 1970 - stand sie dann dort als Ruine, durch Fliegerbomben 1944 noch weiter zerstört. Für manche war dieser Zustand ein Ärgernis und ein Stein des Anstoßes.

Die noch mit erkennbaren jüdischen Symbolen und hebräischen Inschriften versehenen Fasadenuauern waren sehr bald dem Landrat im nahen Kreisamt (heutiges Ämterhaus) ein Dorn im national- sozialistischen Auge.

Schon am 17. Dezember 1938 stellte das Kreisamt fest, dass „der jetzige Zustand des Gebäudes auf die Dauer nicht geduldet werden kann“. Notfalls müsse „von der Eigentümerin (der jüdischen Gemeinde) die Niederlegung des Gebäudes verlangt werden“.

Auch der Binger Bürgermeister Nachtigall plädierte für Abriss. Da meldete der Binger Winzerverein Interesse an der Übernahme des Grundstücks an. Ihm ging es vor allem um den der Feuersbrunst entgangenen Gemeindetrakt. Schrieb er doch am 6. Februar 1939 in seinem Gesuch an den Bürgermeister: „Dieses in sich selbständige Gebäude ist sehr gediegen gebaut, noch gut erhalten und würde sich leicht für unsere Zwecke umgestalten lassen.“



Schon am 3. März teilte die Israelitische Religionsgemeinde Bingen dem Bürgermeister mit: „Der Winzerverein hat das Grundstück mit der Verpflichtung, den Abbruch an unserer Stelle vorzunehmen, gekauft.“ Von dem Kaufpreis in Höhe von 12.000 RM stellte der Winzerverein 10.000 RM der jüdischen Gemeinde als Abrisskosten in Rechnung und erwarb somit für 2.000 RM den noch heute erhaltenen Gebäudetrakt samt dem ganzen Areal mit der ausgebrannten Synagoge. Da der Winzerverein jedoch keine Anstal-

ten zur Niederlegung der Mauern erkennen ließ, drängten Landrat und Bürgermeister zu wiederholten Malen „mit Rücksicht auf den Fremdenverkehr“ auf Abriss oder auf so vollständige Umgestaltung der Fassade, „dass das Gesicht einer Synagoge verschwindet“. (So am 21. Sept. 39).

Acht Tage später begründete der Winzerverein seine Untätigkeit mit der Schwierigkeit der Materialbeschaffung „infolge der Kriegsereignisse“ und hielt es für angebracht, „die weitere Verwendung des Synagogengrundstücks einstweilen zurückzustellen“. (29.9.39) Doch der Landrat ließ nicht locker und verlangte am 8. Januar 1940 in sehr entschiedenem Ton vom Bürgermeister, „polizeilich darauf hinzuwirken“, dass die Ruine sofort nach der Frostperiode umgebaut oder abgetragen werde. Auf jeden Fall müssten die „Kultusabzeichen“ beseitigt werden.

Doch weder ein Binger Bauunternehmen (3.6.40) noch die Gemeinde Welgesheim (17.12.40), die beide „gegen Überlassung des anfallenden Abbruchmaterials“ die Ruinen beseitigen woll-



ten, rührten je einen Stein an. Im Juli 1942, mitten im Krieg, als auch in Bingen schon die ersten Juden deportiert worden waren, hätte der Winzerverein das Ruinen-grundstück gern der Stadt verkauft, doch diese wollte sich die Abrisskosten nicht „aufhalsen“.

So änderte sich nichts an dem Erscheinungsbild, und die durch Bomben weiter zerstörten Ruinen, wobei die Fassadenfront erstaunlich gut erhalten geblieben war, standen über das Kriegsende hinaus im ausgebrannten Zustand der Katastrophe von 1938.

Doch was geschah mit ihnen nach dem Krieg, nach der Niederwerfung des Nationalsozialismus, der der Synagoge und ihrer Gemeinde zum Schicksal geworden war? Durch die Restitutionsverfahren Anfang der 50-er Jahre wurden die widerrechtlich enteigneten jüdischen Vermögen den Eigentümern oder ihren Erben zurückgegeben. So kam das Binger Synagogengrundstück in den Besitz der Jüdischen Gemeinde Mainz, der Rechtsnachfolgerin der nicht mehr existierenden Israelitischen Religionsgemeinde Bingen. Die Ruine verkam immer mehr, während in dem vom Winzerverein 1939 erworbenen intakten Gebäude der Winzerhausbetrieb florierte. Das gefiel jedoch nicht allen, vor allem Besucher

der Stadt nahmen daran Anstoß, was aus Beschwerdebriefen oder aus folgender Leserzuschrift aus Münster vom 12. Oktober 1958 in der „Allgemeinen Sonntagszeitung“ ersichtlich ist:

„Wer auf seiner Ferienreise in dem weinfröhlichen Städtchen Bingen aussteigt, kann dort eine ausgebrannte Synagoge erblicken, nicht etwa von Bomben zerstört, sondern in jener berüchtigten Nacht von der SA angezündet. Das gibt es auch anderswo. .. Was es aber wohl kaum zum zweiten Mal gibt, ist dies: in einem noch brauchbaren Teil des Hauses hat man seit Jahren ein Weinlokal mit Musik und Tanz eingerichtet, und das Schild ‚Winzerverein‘ prangt neben der großen, noch lesbaren Inschrift in der heiligen Sprache der Bibel, dem Hebräischen. ... Ich habe mit Einheimischen gesprochen, die ebenso empört waren wie ich. Was die vielen fremden Touristen, vor allem Amerikaner, denken, weiß ich nicht.“ (M.G., Münster) Es gab noch einige andere entrüstete Hinweise von Bingenbesuchern in jenen Jahren auf noch deutlich lesbare Aufschriften aus der Nazizeit wie „Juda verrecke“ und „Ausgespielt ihr Juden“ oder neuere Hakenkreuz-Schmierereien auf dem Bretterverschlag. In einem solchen Fall wies Bürgermeister Gebauer darauf hin, dass die Synagoge Eigentum der Jüdischen Gemeinde Mainz sei, und die Stadt Bingen kein Recht habe, „auf diesem Privatbesitz irgendwelche Veränderungen zu treffen“. Die Mainzer Gemeinde müsste „die Wiederherstellung durchführen oder aber das Gesamtbild verschönern“. (1.8.58).



Abbruch der ehemaligen Synagoge in der Rochusstraße. Aufnahme 1970 Heinz Zell  
Slg. Stadtarchiv Bingen

Man könnte meinen, diese Worte wären der Jüdischen Gemeinde in Mainz zu Ohren gekommen. Denn fast zeitgleich hatte sie der Stadt Bingen die Synagoge zum Kauf angeboten (31.7.58), woran diese jedoch auch diesmal nicht interessiert war. Doch 3 Jahre später war die Stadt so weit, und der Stadtrat beschloss am 8. Juni 1961 - auf Antrag der SPD-Fraktion - einstimmig, „von der Jüdischen Gemeinde Mainz das Grundstück der Gemarkung Bingen Flur 1, Nr. 311/3, 746 Quadratmeter, ehemalige jüdische Synagoge, zum Preis von 2000 DM zu erwerben“. (Ratsprotokoll 8.6.61). Was hat nun die Stadt Bingen damit gemacht?

Anscheinend 9 Jahre lang nichts, bis zum Jahr 1970.



In jenem Jahr aber ergriff sie radikale Maßnahmen: Bagger rückten an und legten das ruinöse Mauerwerk und die bis dahin traurig-majestätisch der totalen Zerstörung getrotzt habende Fassade nieder. Nun war das erreicht, was die nationalsozialistischen Beamten seit 1938 immer wieder gefordert hatten: „Abriss der Synagoge“ und: „Das Gesicht einer Synagoge“ muss verschwinden!

Heute füllt die Lücke eine schmuck- und geschmacklose Wohnhausfront aus.

Seit Jahrzehnten zeigt an der Nordwand des ehemaligen jüdischen Gemeindeparkes die geharnischte Gestalt des hl. Florian, der mit einem Wasserguss aus einem Kübel eine brennende Stadt löscht, wer hier zu Hause ist. Ironie der Geschichte: Die Städtische Feuerwehr! Es ist zwar nicht mehr dieselbe Feuerwehr, die beim Brand der Synagoge 1938 untätig zugeschaut und - gewiss „auf Befehl von oben“ - keinen Tropfen Wasser zu ihrer Rettung verspritzt hatte. Dennoch irritiert die jetzige Situation und die Florian-Darstellung an der Synagogenmauer nicht nur jüdische Besucher, die bisweilen ihre ehemalige Geburts- und Heimatstadt aufsuchen.

Wie sinnvoll wäre hier ein Archiv oder gar ein Museum für die Geschichte der Juden in Bingen untergebracht! Dort könnte dann auch das Modell der Synagoge – an authentischem Ort – seinen endgültigen Platz finden. Ich meine: Man darf darüber nachdenken!\*)

---

\*) Seit 8. November 2010 befindet sich im rechten Teil des noch erhaltenen Gebäudeteils der ehemaligen Synagoge im ersten Stock ein Erinnerungs- und Gedenkzentrum.